

JAPAN ALS FALLBEISPIEL IN DEN WISSENSCHAFTEN – EINE EINFÜHRUNG

Ines Günther, Irmela Hijjya-Kirschner, Matthias Koch

Japan ist *anders* anders.
(Cees Nooteboom)

Für die Wissenschaft, jedenfalls für jene ihrer Zweige, die man unter Oberbegriffen wie Geistes-, Humanwissenschaften oder hermeneutische Disziplinen subsumieren könnte, scheint Japan in besonderem Maße von Interesse zu sein. Dies legt beispielsweise die Tatsache nahe, daß Japan offenbar zu den am häufigsten verglichenen Ländern zählt. Johann Arnason, der im vorliegenden Band mit einem Beitrag vertreten ist, hat das Diktum vom „most compared country“ geprägt. Und Götz Wienold bestätigt uns im folgenden für den Bereich der Sprachwissenschaft und Linguistik, daß das Japanische auch statistisch gesehen das beliebteste Material für Sprachvergleiche aller Art darstellt.

Forscher, die sich vornehmlich mit Japan befassen, könnten aus Beobachtungen wie den soeben geäußerten eine gewisse Selbstbestätigung oder Genugtuung beziehen, denn etwas von dem augenscheinlichen Gewicht, das Japan als Fallbeispiel in der Wissenschaft zukommt, dürfte auch auf sie abfärben.

Bemerkenswert ist, daß sich hinter dieser Vorstellung von Japan als besonders erkenntnisträchtigem und den Vergleich lohnenden Gegenstand ein Gedanke verbirgt, den wir als ein Kernargument aus den *Nihon(jin)ron*, den „Japan(er)diskursen“ kennen – Japan als etwas Einmaliges, Unvergleichliches – in diesem Zusammenhang natürlich eine musterhafte *contradictio in adiecto*. Der Einmaligkeitsmythos bestimmt bekanntlich sowohl das Eigen- wie auch das Fremdbild Japans in nicht geringem Ausmaße mit. Selten hat dies jemand so prägnant formuliert wie der niederländische Autor Cees Nooteboom: „... aber Vietnam und die Elfenbeinküste sind auch anders. Japan ist, wenn man so sagen darf, *anders anders*.“ (Nooteboom 1993: 16)

Andererseits haben wir uns mittlerweile angewöhnt, alle nach *Nihon(jin)ron*-Ideologemen riechenden Kategorisierungen aufs schärfste von uns zu weisen – auch dies ist ja, wenn man so will, schon zu einer Art Ritual der Japanforschung geronnen. (Die in diesem Band rezensierte Studie zu einigen Modi der Annäherung an Japan von Birgit Griesecke deckt üb-

rigens die theoretischen Schwächen und Sackgassen dieser Abwehrmanöver auf.) Doch jenseits der Distanzierung lohnt sich allemal die Frage, weshalb denn ausgerechnet Japan ein solcher Status zugedacht wird. Dieses Land wird von vielen als Muster einer vom (westlichen) Imperialismus und Kolonialismus weitgehend unberührten, eigenständigen und hochstehenden Zivilisation verstanden, als wichtigstes, wenn nicht einziges Beispiel einer alternativen Moderne und als Modell einer erfolgreichen nationalen Selbstbehauptung. Nun soll es hier keinesfalls darum gehen, den Realitätsgehalt dieser Annahmen und Überzeugungen zu überprüfen. (An dieser Stelle genüge der Hinweis auf eine weitere Rezension in diesem Band, die eine einschlägige japanische Publikation zu den „Lehren aus 160 Jahren Moderne“ kritisch beleuchtet.) Tatsache ist jedoch, daß diese häufig „vortheoretischen“ (Arnason 1998: 35) Annahmen offenbar vielen Studien zu Japan zugrunde liegen und seinen Wert als Fallbeispiel begründen.

Wenn aber Japan als Forschungsgegenstand so ergiebig und wertvoll ist, wie diese Prämissen nahelegen, erklären sich auch die hohen Erwartungen, welche wissenschaftsintern an die mit Japan befaßte Forschung gerichtet werden. Doch je höher die Erwartung, desto größer die Wahrscheinlichkeit, diese zu enttäuschen. Zwar wurde im deutschsprachigen Raum Kritik gegenüber Japanologie oder Japanforschung in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich in bezug auf jene zum Fetisch erhobenen Anforderungen laut, mit denen auch andere Fächer, seien sie nun geistes- oder sozialwissenschaftlich orientiert, konfrontiert wurden, nämlich die berühmte gesellschaftliche Relevanz, Berufsbezogenheit und Praxisnähe. Kritik also aus der Perspektive „diffuser Erwartungen einer pragmatisch verstandenen Funktion und einer instrumentellen Nützlichkeit“ (Weingart u. a. 1991: 15). Die Japanforschung auf ihren Beitrag zur Entwicklung einzelner Disziplinen hin zu befragen, mag hingegen einem jüngeren Interesse entspringen, das von Wissenschaftstheorie und -geschichte und anderen eher auf einer Metaebene angesiedelten Wissenszweigen inspiriert wurde.

HAT DIE JAPANFORSCHUNG VERSAGT?

Is it something about Japan?
Is it something about Japan scholars?
(Richard J. Samuels)

Der als besonders wahrgenommene Forschungsgegenstand Japan färbt mithin auch die Erwartungen an die mit Japan befaßte Forschung: Sie soll nämlich idealerweise ein Korrektiv zum Ethnozentrismus der europäisch-westlich geprägten Wissenschaften liefern. In den Geistes-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften wurde in der Vergangenheit zumeist vom westlichen Beispiel ausgegangen, wenn es um die Formulierung allgemeiner Thesen und Theorien ging. So trägt auch die Terminologie, man denke nur an Begriffe wie „Bürgertum“, „Feudalismus“ und „Demokratie“ oder auch „Roman“, in vielen Disziplinen eine eurozentrische Prägung. Was geschieht, wenn eine solche Begrifflichkeit oder auch ein Schema wie das Modernisierungsmodell auf das als Spezifikum verstandene Japan angewendet wird? Wie weit „greifen“ die Thesen und die Schemata in diesem Fall? Ergibt sich hier andererseits nicht die Möglichkeit, die europäisch-westlich geprägten Theorien und Begriffe zu modifizieren und zu verfeinern? Könnte nicht die Japanforschung in diesem Sinne zur allgemeinen Theoriebildung beitragen?

Für ein multidisziplinär mit Japan befaßtes Forschungsinstitut wie das DIJ, das sich auf dem Schnittpunkt zwischen Japanforschung im Sinne von *area studies* und den einzelnen Disziplinen angesiedelt sieht, sind Metafragen wie diese von fundamentalem Interesse, weshalb es dem Thema „Japan als Fallbeispiel in den Wissenschaften“ bereits im Herbst 1997 ein Symposium gewidmet hat.¹ Damals ging es beispielsweise um Fragen wie „Is Japan a Civilization *sui generis*?“, um eine welthistorische Lokalisierung Japans im Zeitalter der Globalisierung, um die Frage nach politischen Entscheidungsstrukturen in Japan im Spiegel politikwissenschaftlicher Theorien, um die rechts- und die wirtschaftswissenschaftliche Auseinandersetzung mit Japan sowie um die Rolle Japans als Fallbeispiel in der Linguistik und der Literaturwissenschaft. Diese Aspekte sind jedoch noch keinesfalls ausgeschöpft. Sie wären aber auch zu ergänzen durch Beiträge aus Forschungsfeldern wie Gender Studies, Bevölkerungsgeographie, Kulturanthropologie, Medizingeschichte, Filmforschung, Ästhetik, Architektur u. a. m.

Die Frage, ob japanbezogene Forschung jenseits ihrer konkreten Forschungsleistungen auch einen Beitrag zur theoretisch-methodischen Fort-

¹ Vgl. den Konferenzbericht im *DIJ Newsletter 2* (Okt. 1997), S. 3–4.

entwicklung der entsprechenden Disziplinen leistet, sollte also im Mittelpunkt der Beiträge zum Schwerpunktthema stehen, und natürlich wurde sie nicht zum erstenmal gestellt. Der amerikanische Politikwissenschaftler und Japanforscher Richard J. Samuels beispielsweise geht in seinen Überlegungen zur japanbezogenen Politikwissenschaft noch einen Schritt weiter. Für ihn steht fest, daß Japanspezialisten wenig zur politischen oder sozialwissenschaftlichen Theoriebildung beigetragen haben – eine Sicht, die von anderen prominenten Fachkollegen, z.B. James White und John Campbell, übrigens geteilt wird (Samuels 1992: 29)² –, und ihm stellt sich eher die Frage, weshalb dies so ist. Wir setzen voraus, schreibt er, daß es akademische Normen und Werte gibt, die die Forschung mitprägen und bestimmte Richtungen privilegieren, während sie andere ausschließen. Woran liegt es also, wenn die Japanforscher den Theoretikern so wenig zu bieten haben? Liegt es an Japan oder an ihnen selbst? Wie wählen sie überhaupt ihre Themen? Und wie konstituiert sich ihre intellektuelle Agenda? (ebd.: 17)

DIE UMWELT DER WISSENSCHAFT

Die Umwelt der Wissenschaft
wirkt mit an deren Entstehung.
Sie feilt an der Form unserer Kenntnisse.
(Dieter Simon)

Daß auch die Umstände selbst die Forschung mitbestimmen, steht freilich außer Frage. So ist, um noch beim politikwissenschaftlichen Exempel zu verweilen, unmittelbar nachvollziehbar, weshalb die Forschung zur Sowjetunion wenig zu Fragen der politischen Partizipation beizusteuern vermochte (Samuels 1992: 17), während man umgekehrt die Produktivität der Südostasienforschung im Bereich von sozialen Bewegungen und Ethnizität und ihre Beiträge zur Theorie in diesem Feld aus den konkreten regionalen Verhältnissen ableitete.

² Die Beobachtungen von White und Campbell gelten allerdings nur für die Zeit bis zu den späten 1970er Jahren. Und von der allgemeinen Beobachtung der Einflußlosigkeit japanbezogen arbeitender Politikwissenschaftler nimmt Samuels Chalmers Johnson mit seiner Studie über *MITI and the Japanese Miracle*, Stanford: Stanford University Press, 1982, explizit aus (Samuels 1992: 32, 43). Dieses Buch sei „the first major study of Japan to introduce concepts later embraced and debated seriously by the discipline of political science as a whole“ (ebd.: 32).

Nun könnte man die Forschung nach Robert Merton aus ihrer Tradition und der Wissenskumulation erklären, nach der ein Forscher sein Gepäck an Wissen von der vorhergehenden Generation übernimmt und damit weiterarbeitet. Thomas Kuhn betont hingegen den Wettbewerbscharakter der Wissenschaft, wonach die einzelnen Paradigmen miteinander konkurrieren und sich aufgrund seiner größeren Erklärungsmächtigkeit das eine gegen die anderen durchsetzt – dies wäre ein wissenschaftlich definiertes Durchsetzungsvermögen. In anderen Fällen sind die Kräfte, die einem Paradigma zum Durchbruch verhelfen, politischer Natur. Fest steht jedenfalls, daß Wissen von der herrschenden politischen und sozialen Ordnung abhängig ist (Samuels 1992: 17).

Neu ist diese Erkenntnis natürlich nicht. Andererseits hat sie nicht unbedingt zu Konsequenzen für die Forschungspraxis geführt. So leicht ist es nämlich nicht, von der Vorstellung universaler Gültigkeit und Relevanz des akkumulierten Wissens Abschied zu nehmen, auch wenn wir in den vergangenen Jahren immer häufiger auf diesen Sachverhalt gestoßen wurden, was nicht zuletzt auch mit dem bereits erwähnten gewachsenen Interesse am Epistemologischen zusammenhängt. Der Rechtshistoriker, Byzantinist und derzeitige Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Dieter Simon, bemerkt dazu: „Wissen und Wissenschaft, jahrhundertlang die Muster transnationaler Universalität, sind unter dem scharfen Blick von Wissenschaftsgeschichte und Erkenntnistheorie ins Örtliche und Partikuläre regrediert.“ (Simon 2002: 140f.)

Und hiermit werden wir wieder auf die Eingangsfrage nach der Bedeutung des Fallbeispiels Japan zurückverwiesen. Denn der Gegenstand ist ja nicht nur, was uns zuletzt die Theoretiker der Postmoderne heftig um die Ohren gehauen haben, ein Konstrukt – „Und so gesehen, ist ‚Japan‘ wie ‚Europa‘ eine Fiktion.“ (Hijiya-Kirschner 1993: 17) –, er konstituiert sich darüber hinaus auch in einem eigenen wissenschaftlichen Feld.

JAPANFORSCHUNG UND JAPANISCHE WISSENSCHAFT

Theory's imaginal Other.
(Rob Wilson)

Die mit Japan befaßte (humanwissenschaftliche) Forschung steht in einem komplexen Verhältnis zu einheimischen Traditionen des Wissens, die ihrerseits in der gegenwärtig in Japan betriebenen Disziplin einen je eigenen Stellenwert beanspruchen. Wie weit lassen sich, beispielsweise in der japanbezogenen Religionswissenschaft, Kategorien nutzen und verallgemeinern, die aus einheimischen bzw. als autochthon verstandenen Denk-

modellen entwickelt wurden? Gibt es, wie des öfteren behauptet wird, Schnittstellen zwischen neueren theoretischen Ansätzen und als „traditionell japanisch“ eingestuften Paradigmen? Auch hier also stellt sich die Frage nach der Erkenntnisleistung von Japanspezifika.

Um noch einmal zum Einzelbeispiel der Politikwissenschaft zurückzukehren: David Williams hat eine radikale Revision dieser Disziplin eingefordert, um sie von ihren eurozentrischen Vorurteilen zu befreien (Williams 1996). Aus seiner Sicht stellt Nachkriegs-Japan eines der großen politischen Experimente der Geschichte dar, das nicht nur Francis Fukuyamas triumphierend universalistisch gedachtes „Ende der Geschichte“ widerlege, sondern den sich inzwischen über zweieinhalb Jahrtausende erstreckenden westlich-abendländischen Diskurs über das Wesen der Politik und des Regierens um neue Kategorien erweitere. Er sieht Japans Modernisierung in einem dezidiert positiven Licht und stuft sie als echte Alternative zur neo-klassischen Wirtschaftstheorie ein. Dabei macht er sich weder die oftmals von Verachtung mitgeprägte Indifferenz westlicher Wissenschaftler noch die Skepsis und die Ängste japanischer Intellektueller wie Takeuchi Yoshimi oder Maruyama Masao zu eigen (Mazzei 1997: 76f.). An welchem „japanischen“ Geschichtsdiskurs mag sich, falls überhaupt, Williams dann orientiert haben? Mit seinen teilweise ahistorischen Thesen schießt er bisweilen über die Stränge und gerät in unfreiwillige Nähe zu den Argumenten ethnozentrischer japanischer Wissenschaftler. Doch sein Plädoyer dafür, das Fallbeispiel Japan ernstzunehmen und es als intellektuelle Herausforderung zu begreifen, dürfte mittlerweile wohl verstanden werden (ebd.: 77).

Doch wie gehen wir, jenseits des eng mit der *Nihon(jin)ron*-Debatte verflochtenen Problems der (politischen) Instrumentalisierung von kulturellen Partikularismen, mit der Frage nach den autochthonen Kategorien, der oft reklamierten „anderen Rationalität“ und den alternativen einheimischen Diskursformen um? Kann es überhaupt gelingen, das „imaginäre Andere der Theorie“ einzufangen? Und wie ließe es sich mit den geläufigen Diskursen oder gar den Theorien mit universalistischem Anspruch in Einklang bringen?

Betrachten wir zunächst einmal eine gewissermaßen umgekehrte Perspektive, eine Einschätzung der Rolle abendländisch-westlicher Wissenschaft aus heutiger japanischer Sicht: „Over the past few decades, Japanese theorists, practioners (sic), and educators not only in the natural sciences but also in the social sciences and the humanities have consistently attempted to import and diffuse Western theories, research methods, and related practical skills. However, in the present age of fast-advancing ‚glocalization‘ (globalization plus localization) when traditionally dominant Western-imposed *etic* or universalism is questioned and newly rising

non-Western relativism is positively assessed, Japanese scholars and educators are increasingly expected and required to contribute theories, research methods, and frames of reference based on their Japanese sociocultural background.“ (Ishii 2001: 165)

Zwei Aspekte sind hier zunächst hervorzuheben: Zum einen wird deutlich, daß die Frage nach dem aus dem japanischen Exempel gewonnenen besonderen Beitrag zur Wissenschaft sich auch für die japanische Akademie selbst stellt. Zum anderen aber wird hier die Forderung gleichsam als politisches Programm, weniger als von der Wissenschaft selbst ausgehender Imperativ, verstanden. Dies führt uns erneut vor Augen, wie leicht bei unserer Fragestellung wissenschaftsimmanente und im weitesten Sinne politische Motivationen und Initiativen Hand in Hand gehen oder aber die Einfärbung unmerklich wechseln kann.

INSTITUTIONELLE RAHMEN

Wir haben zuviel über Denkformen und
zuwenig über Organisationsformen gestritten.
(Wolf Lepenies)

Die Aufgabe, „westliche“ Theorien und Methoden mit solchen aus der einheimischen Wissenstradition zu kompatibilisieren, stellt sich mithin gleichermaßen auch für die japanische Seite. Mehr noch, es wird deutlich, wie fragwürdig es ist, mit konfrontativen Kategorien von Japanisch versus „Westlich“ zu operieren, müssen wir doch davon ausgehen, daß Prozesse dieser Art in Japan jedenfalls immer schon stattgefunden haben, sei es bei der Etablierung neuer Wissenschaftsdisziplinen, die nach europäischem Vorbild eingerichtet wurden, oder bei der allmählichen Amalgamierung traditioneller Gelehrsamkeit und importierter Fächer und Methoden, beispielsweise den im späten 19. Jahrhundert mit Gründung der ersten Universitäten eingerichteten Fächern Welt- oder Nationalgeschichte sowie der Nationalphilologie mit literatur- und sprachwissenschaftlichem Zweig, die allesamt aus dem Sach- und Methodenfundus der Kokugaku, der Nationalen Schule, ihren Saft sogen. Das Problem der Vermittlung der Diskurse beschäftigt natürlich auch japanische Wissenschaftler. Der Philosoph Ōhashi Ryōsuke beispielsweise, der sich mit der Konzeptionalisierung japanischer Ästhetikbegriffe in der Moderne befaßt, kritisiert an den Theorien Kuki Shūzōs (1888–1941), daß dieser den Kernbegriff *iki* „mittels der europäischen Ästhetik und Metaphysik zu analysieren versuchte“ (Ōhashi 1994: 149). Ohne hier nun näher auf diese Argumentationen einzugehen, sei lediglich angemerkt, daß auch ein japanischer Wissenschaft-

ler wie Ōhashi keinen anderen Weg als den der Kompatibilisierung mehr oder weniger distinkter, zum Teil aber schon ineinander verflochtener Diskurse sieht. (Daß er hierbei allerdings allzu essentialisierend vorgeht, steht auf einem anderen Blatt.) Vermittlungs- und Übersetzungsaufgaben also auch in Japan selbst, und eine „reine“, unkontaminierte Wissenschaftstradition zu suchen, wäre ein Unterfangen von absurder Vergeblichkeit, oder, um ein japanisches Bild dafür zu verwenden, es wäre „bei Nacht Brokat tragen“ (*Kokinshū*).

In jedem Falle haben wir es also mit hybriden³ Diskursformen zu tun, auch wenn dennoch eine allseits empfundene Kluft zwischen jenen noch weitgehend mit universalistischem Anspruch agierenden und jenen überwiegend ethnozentrisch ausgerichteten wissenschaftlichen Redeweisen nicht von der Hand zu weisen ist. Immer wieder stoßen wir auf Aussagen wie jene, daß japanische Forschung – bisweilen bewußt – ignoriert worden sei, „because the Japanese view (...) is radically different from that of mainstream scholars in the West“ (Kuwayama 2000: 17).⁴ Nun mag sowohl der Grad an Universalisierbarkeit wie auch die, wenn man so will, Globalisierung der wissenschaftlichen Praxis je nach Fach und Disziplin stark variieren. Japanische Mathematiker, Natur- oder Ingenieurwissenschaftler werden sich, auch wenn sie von Fall zu Fall mit Stolz auf indigene Traditionen verweisen mögen, kaum mit Kommunikationsproblemen und Schwierigkeiten in der Vermittlung autochthoner Konzepte oder Verfahrensweisen im internationalen Kontakt mit Fachkollegen herumschlagen. Wie auch ihre Leistungen, seien es neue Erkenntnisse in der Biochemie oder dem Tunnelbau, nicht als Beiträge einer „japanischen“ Wissenschaft gewertet werden. Dennoch wäre es auch hier, in den nomologischen Wissenschaften, vorstellbar, daß gewisse Innovationen sich einer „alternativen Rationalität“ verdanken. Doch läßt sich dies zum einen außerordentlich schwer nachweisen (Hijji-Kirschnereit 2002: 56), und zum anderen ist es nicht unser Thema.

Uns beschäftigt hier vielmehr die Frage, ob und in welcher Form das Verhältnis zwischen japanischen und außerjapanischen Wissenschaftsdiskursen für die Beantwortung unserer Leitfrage eine Rolle spielt. Über Denkformen, das haben die winzigen eingestreuten Diskurse in diesem Teil gezeigt, ist schwer zu streiten, zumal wir noch nicht einmal über ein

³ Der Terminus „hybrid“ ist in diesem Zusammenhang natürlich nicht unproblematisch, weil er als Gegensatz eine wie auch immer geartete „Reinheit“ vorsieht, die illusorisch und unsinnig zugleich ist.

⁴ Zur Marginalisierung japanischer Wissenschaftler vgl. auch Asquith (2000: 51), die jedoch zu Recht vor der Entwicklung von „Nationalanthropologien“ warnt.

eindeutiges Instrumentarium zu ihrer (kulturübergreifenden) Analyse verfügen. Was sich aber mit einiger Klarheit abzeichnet, ist der Umstand, daß jede Wissenschaft, jeder Diskurs, ob national oder transnational, in einem organisatorischen Rahmen zu sehen ist, der eine gleichermaßen prägende Komponente darstellt.⁵ Mit anderen Worten: die Japanforschung ist, wie die Forschung in Japan und anderswo allgemein, Teil eines sozialen Systems Wissenschaft, dessen soziale und organisatorische Elemente „nicht entlang erkenntnistheoretischer Differenzierungen unterschieden, sondern weitgehend identisch sind“ (Weingart u. a. 1991: 10). Möglicherweise müssen wir einige der vielfach vermuteten Differenzen zwischen japanischen und außerjapanischen Wissenschaftsdiskursen diesen „sozialen und organisatorischen Elementen“ zuschreiben.⁶

Doch wenden wir uns nach diesen kursorischen Überlegungen erst einmal den in diesem Band versammelten Beiträgen zu.

EIN KESSEL BUNTES

Wie so bunt der Kram gewesen,
Musterkarte gibt's zu lesen.
(Johann Wolfgang von Goethe)

Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis belehrt uns, daß das disziplinäre Spektrum erfreulich weit gespannt ist. Wir finden Beiträge aus der Perspektive der Soziologie, der Kulturanthropologie, der Geschichtswissenschaft, der Politik- und der Rechtswissenschaft, der Wirtschaftswissenschaft, den Gender Studies sowie der Sprach- und der Literaturwissenschaft zu Fragen der Terminologie, komparative Studien und wissenschaftshistorische sowie theoretische Erörterungen vor, wobei

⁵ Bezeichnenderweise verneint Otthein Rammstedt die Existenz „europäischer Sozialwissenschaften“ zunächst mit dem Hinweis darauf, daß „weder die Nationalökonomien noch die Psychologen, weder die Politologen noch die Soziologen (...) sich auf europäischer Ebene gefunden und organisiert (haben)“ (Rammstedt 2001: 3).

⁶ Japanische und außerjapanische Wissenschaftsdiskurse gegenüberzustellen, provoziert Mißverständnisse, denn leicht könnte bei dieser rein pragmatischen Sortierung, die sich aus unserem Diskussionszusammenhang ergibt, wieder eine *Nihon(jin)ron*-artige Gegenüberstellung im Stile von „Japan gegen den Rest der Welt“ vermutet werden. Der Plural in beiden Vergleichsgliedern weist jedoch darauf hin, daß beispielsweise je nach Disziplin unterschiedliche Diskurse gemeint sind.

oftmals alle Komponenten gleichzeitig eine Rolle spielen. Doch zunächst zu den einzelnen Aufsätzen:

Johann P. Arnason geht der Frage nach, ob Japan eine Zivilisation *sui generis* sei und beantwortet sie mit einem vorsichtigen und bedingten Ja. Die japanische Zivilisation sei weder ein rein chinesischer Ableger noch eine selbständige Zivilisation. Er sieht stichhaltige Gründe für eine Interpretation der japanischen Entwicklung im Sinne der Zivilisationstheorie, wobei der analytische Rahmen für eine Interpretation der japanischen Entwicklung im historischen Prozeß und im Kontext eines Wechselspiels von internen und externen Faktoren anhand eines spezifischen Falles zu beachten wäre. In der Institution des Tennō-Hauses habe sich eine „Metainstitution“ und ein makrohistorischer „Zivilisationskern“ etabliert, mit dessen Mythos göttlicher Abstammung bis heute keine militärisch und politisch mächtige Gruppe radikal gebrochen hat. Da geopolitische Isolation weder eine notwendige noch eine hinreichende Bedingung für die Entstehung einer unterscheidungskräftigen Zivilisation sei, dürfe die Tatsache, daß Japan bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts nie von außen erobert wurde, in gewisser Weise marginalisiert werden. Zivilisatorische Kontinuität ist mit Blick auf die Historie auf jeden Fall nicht selbsterklärend oder selbstverständlich.

Raymond Grew denkt angesichts der insbesondere seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges in großer Zahl durchgeführten vergleichenden Japan-Forschung darüber nach, welche Richtung solche Ansätze über die japanische Gesellschaft nehmen könnten und identifiziert als Zweck des historischen Vergleichs, daß durch ihn Fragen gestellt, Probleme definiert, Forschungsentwürfe gemacht (Theoriebildung) und Schlußfolgerungen überprüft würden. Grew spekuliert über Anreize, die zu neuen Vergleichen führen könnten und geht davon aus, daß aktuelle Erfahrungen zu neuer Sozialforschung und neuen Fragen über die Vergangenheit führen und diese Tendenz durch das Verblässen alter theoretischer Modelle noch verstärkt würde. Ein zentraler Stimulus für Vergleiche seien (Miß-)Erfolge in der weltwirtschaftlichen Konkurrenz. Grew ist der Ansicht, daß die Zeiten, in denen ein undifferenzierter „Westen“ als „Europa und Amerika“ einem homogenen und monolithischen „Japan“ als Vergleichsbasis diene, der Vergangenheit angehören. Die Idee eines westlichen Modells als solches für Vergleichszwecke würde aus ideologischen und empirischen Gründen in der akademischen Welt allgemein hinterfragt. Makroprozesse wie Aufstieg und Niedergang des Feudalismus, Nationalstaatsbildung sowie die Modernisierung und Industrialisierung haben zum Vergleich von Zivilisationen, Regionen und Institutionen geführt. Techniken des Vergleichs wurden im Laufe der Zeit auch auf die Elitenbildung, die Alltagsgeschichte, religiöse Praktiken und Denkweisen, die Geschlechterbe-

ziehungen etc. angewandt. Bedeutsam für die Qualität des Vergleichs sei, ob er selektiv oder systematisch stattfinde. Am Ende unternimmt Grew selbst einen Vergleich zwischen Japan und Italien.

Sven Saaler untersucht Japan als Fallbeispiel in der internationalen Militarismusforschung. Die neuere politikwissenschaftliche Militarismus-, Friedens- und Konfliktforschung geht allgemein von der fest verankerten Prämisse des Primats der Politik über das ziviler Kontrolle unterliegende Militär als seinem Werkzeug aus. Ein wesentlicher Grund für den Einfluß, den das japanische Militär auf die Politik und wichtige nationale Belange ausüben konnte, wäre der Mangel an ziviler Kontrolle, den bereits das (Verfassungs-)Recht und die Gesetzgebung der Meiji-Zeit (1868–1912) stipuliert hatten. Die Charakterisierung der Taishō-Zeit (1912–1926) als „Taishō-Demokratie“ habe in erster Linie dazu geführt, daß Erklärungsnotwendigkeiten herrschten hinsichtlich der Gründe des Fünfzehnjährigen Krieges (1931–1945), für den nach weit verbreiteter Ansicht eine kleine und eigensinnige „faschistische Militärclique“ ursächlich verantwortlich zeichnen sollte. Das Militär hatte nicht erst mit dem Inkrafttreten der Meiji-Verfassung großen Einfluß auf die hohe Politik und etablierte sich spätestens seit der „Taishō-Krise“ 1912 als autonomer innenpolitischer Machtfaktor. Saaler weist akribisch und kenntnisreich anhand des innerjapanischen und des internationalen Militarismuskurses nach, daß die mehr oder weniger bewußte Vernachlässigung des erschreckend breiten Rückhaltes, den die expansionistische Politik Japans in Wirtschaft, Massenmedien und Bevölkerung von den 1870er Jahren bis in die 1940er Jahre genoß, Methode hatte. Saaler endet mit dem Fallbeispiel der Sibirien-Intervention.

Paul Kevenhörster analysiert politische Entscheidungsstrukturen im Spiegel politikwissenschaftlicher Deutungen und sucht Antworten auf die denkbar kürzeste, aber eventuell diffizilste Frage zum politischen System Japans: Wer regiert? Dazu überprüft er unter anderem „elitistische“ und „pluralistische“ Erklärungsansätze. Neokorporatistische und neomerkantilistische Entscheidungsprozesse in Japan treten besonders deutlich im Vergleich zu europäischen Strukturmerkmalen hervor. Hinter dem „Eisernen Dreieck“ der Liberaldemokratischen Partei, der Bürokratie und der Industrie hat sich laut Kevenhörster ein „Netzwerkstaat“ als institutioneller Rahmen für Konsultation, Koordination und Verhandlungen zwischen Politikern, Fachleuten, Lobbyisten und Wahlkreisrepräsentanten gebildet. Dieser aus der Managementforschung und der Organisationstheorie in die Politikwissenschaft übernommene Begriff und sein Konzept erscheinen geeignet, die Austauschbeziehungen von Interessengruppen zu analysieren und die Wichtigkeit der Überschneidungsbereiche zwischen Politik, Verwaltung und Wirtschaft angemessen beschreiben zu können, um Entscheidungsfindungsprozesse zu verstehen. Japan und

andere postmoderne Industriegesellschaften auf dem Weg zur Informations- und Dienstleistungsgesellschaft haben gemein, von ihren Ordnungsprinzipien her pluralistische Konkurrenzgesellschaften zu sein, aber die eher einen Vergleich mit Deutschland und Italien denn mit Frankreich und Großbritannien nahelegende politische Kultur Japans ist eine Mischform aus dem Konkurrenzmodell, dem Konkordanzmodell und dem hierarchisch-bürokratischen Modell. Mit anderen Worten: Japan ist eine hierarchisch-bürokratische Konkordanzdemokratie mit neokorporatistischen und neomerkantilistischen politischen Entscheidungsprozessen, wobei Internationalisierung und Globalisierung die traditionellen japanischen Entscheidungsnetzwerke schwächen.

Wernhard Möschel stellt in seinem Außenblick auf das japanische Kartellrecht die Frage, ob das Beispiel Japan innerhalb des Rechts der Wettbewerbsbeschränkungen einen Beitrag zur wissenschaftlichen Theoriebildung geleistet habe. Er konstatiert, daß aufgrund unterschiedlicher Entwicklungsgeschwindigkeiten, Internationalisierungsgrade und der großen Zahl normativer Elemente Theorien mit universellem Anspruch nur begrenzt auszumachen seien. Die Theoriebildung im Kartellrecht wurde und wird eindeutig von den USA und der EU dominiert. Die Theorie des Wettbewerbsrechts bewegt sich hinsichtlich des Schutzzweckes zwischen monistischen und pluralistischen Lehren. Letzterem Ansatz folgt Japan, wobei weniger einer *Rule of Law* denn einer *Rule of Authority* der Vorzug gegeben wird. Das deutsche Gesetz gegen Wettbewerbsbeschränkungen, das japanische Antimonopolgesetz und das amerikanische Antitrustrecht können mit den Instrumenten der allgemeinen Kartellrechtstheorie analysiert werden, und Japan besitze auch ein modernes Instrumentarium, aber aufgrund eines unterschiedlichen Rechtssatzbegriffes folgt das Land zum Teil einer abweichenden Praxis. In Japan steht weniger eine gleichmäßige Anwendung des Rechts im Vordergrund denn die Lösung eines realen Konfliktes als pragmatische Option des Rechts. Das japanische Antimonopolgesetz kennt viele sondergesetzlich geregelte Ausnahmen wie zum Beispiel Export- und Importkartelle, freiwillige Exportbeschränkungen, Mittelstandskartelle, Transportkartelle, Sondervereinbarungen im Versicherungs- und Kapitalmarktbereich sowie im Agrarmarkt. Gerichtsverfahren spielen keine große Rolle, Privatklagen noch weniger. Man setzt auf eine technokratisch-expertokratisch garantierte Sicherung von Wettbewerb durch die Festlegung von Richtlinien, Ausnahmeregelungen sowie informelle Verwaltungslenkung. Deshalb entscheiden sich Verwaltungen häufig für Warnungen, wo förmliches Eingreifen möglich wäre.

Franz Waldenberger erhellt Japan als Gegenstand von vergleichenden Analysen in den Wirtschaftswissenschaften am Beispiel Corporate Gov-

ernance. Daß die Lösung von Corporate Governance-Problemen unter anderem aufgrund von unterschiedlichen Rechtssystemen, institutionellen Rahmenbedingungen und Traditionen der Unternehmens- und Rechtskultur in verschiedenen Ländern zum Teil sehr unterschiedlich angegangen wird, ist mehr oder weniger allgemein bekannt. Welche Corporate Governance-Probleme wie in Japan gelöst werden und was das im Vergleich für die makroökonomische Leistungsfähigkeit von Wirtschaftssystemen bedeuten kann, ist jedoch nicht abschließend erforscht und unterliegt im zeitlichen Kontinuum zudem einem gewissen Wandel. Diesem systemtheoretisch und ordnungspolitisch brisanten Thema geht Waldenberger auf den Grund. Denn divergierende Interessen und die Trennung zwischen Eigenkapitalgeber und Management schaffen ein Kontrollproblem in Aktiengesellschaften, und Japan wird in der vergleichenden Forschung in Abgrenzung zu den USA, Großbritannien und Kontinentaleuropa als ein „eigenständiges Governancemodell“ betrachtet. Im Hinblick auf die Kontrollmechanismen existieren der Typ „Aktienmarktkontrolle“ (USA), der Typ „direkte Kontrolle“ (Deutschland) und der Typ „Eigenkontrolle durch das Management“ (Japan). In den USA kommt laut Waldenberger wegen der Streuung und Liquidität des Aktienbesitzes die latente Kontrolle durch feindliche Übernahmen am ehesten zur Geltung. In Deutschland sorgt eine hohe Konzentration des Aktienbesitzes für eine direkte Kontrolle durch den Hauptaktionär. Internationale Investoren machen ihre Kritik des sogenannten deutschen Modells vor allem an einer mangelhaften Ausrichtung auf Aktionärsinteressen, einer dualen Unternehmensverfassung mit Vorstand und Aufsichtsrat, mangelnder Transparenz der Unternehmensführung, mangelnder Unabhängigkeit der Aufsichtsräte und einer eingeschränkten Unabhängigkeit der Abschlußprüfer fest (Deutscher Corporate Governance Kodex). In Japan verstärkt der Mangel an unternehmensexternen Karrierewegen und die daraus resultierende Immobilität des Managements das persönliche Interesse der Manager am Überleben der eigenen Firma. Waldenberger endet nicht einfach mit „Lehren aus dem japanischen Beispiel“, sondern problematisiert im Fazit interessanterweise den vergleichenden Ansatz als solchen, woraus ein neues metatheoretisches Forschungsdesiderat entwickelt werden könnte: „Die beschriebenen, verglichenen, erklärten und evaluierten Lösungsmethoden sind in erheblichem Maße historisch geprägt und kontextabhängig.“

Christian Schröppel und *Nakajima Mariko* beleuchten die sich wandelnde Interpretation und Weiterentwicklung des Wildgänsemodells (*sangyō hatten no gankō keitairon*) von Akamatsu Kaname (1896–1974). Das Bild einer fliegenden Wildgänseformation ist den Zeitreihen für Import, Produktion und Export entnommen, verdeutlicht Importsubstitution sowie nachho-

lende Entwicklung und beinhaltet einen intraindustriellen Aspekt, einen interindustriellen Aspekt und einen internationalen Aspekt. Akamatsu war von der deutschen Historischen Schule und führenden britischen Ökonomen beeinflusst und dachte insofern dialektisch, als er Japan im globalen Vergleich für relativ wirtschaftlich rückständig, aber im regionalen Vergleich innerhalb Asiens für eine Leitnation hielt. Diese Perspektive würde man heute eventuell als die eines semiperipheren Entwicklungs- oder Schwellenlandes bezeichnen. War das Wildgänsemodell ursprünglich eine Theorie zur Erklärung der industriellen Entwicklung des Nachzüglers Japan, so mutierte sie durch die Reinterpretation und Weiterentwicklung des Akamatsu-Schülers Kojima Kiyoshi und anderer seit den 1960er und 1970er Jahren zu einer Theorie, die später der japanischen Entwicklungshilfepolitik zugrunde gelegt und nach und nach – in zum Teil verzerrter Form – auch außerhalb Japans bekannt wurde. Kojima wies dem ursprünglich nicht so harmonisch gedachten Wildgänsemodell eine für alle Marktteilnehmer vorteilhafte zwischenstaatliche oder regionale Arbeitsteilung zu. Entwicklungstheoretiker und Entwicklungssoziologen würden Akamatsus Modell heute wohl zwischen Dependencia- und Modernisierungstheorieansätzen ansiedeln. Im Westen wurde das Wildgänsemodell im Lichte vergleichbarer späterer Theorien, wie zum Beispiel der Produktlebenszyklustheorie von Raymond Vernon, interpretiert und eingeführt. Kojima machte aus dem Akamatsu-Wildgänsemodell (*Flying Geese Model*) eine Aufholprozeß-Produktzyklus-Theorie (*Catching-up Product Cycle Theory*). Das ist nur zu gut nachvollziehbar, zumal sich auch die japanische Perspektive von einem Schwellenland-Zwischenstatus zu einer entwicklungshilfgebenden Weltwirtschaftsmacht gewandelt hat.

Mae Michiko analysiert Öffentlichkeit und Privatheit als Konzepte des japanischen Modernisierungsprozesses unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse zwischen Staat und Gesellschaft sowie zwischen den Geschlechtern. Im japanischen Modernisierungsprozeß durchdrangen oder überlagerten sich die westlichen und die japanischen Konstrukte der Öffentlichkeit und der Privatheit und ergaben eine komplexe Mischung, die den Demokratisierungsprozeß erschwert hat. Im Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus haben sich auf der Systemebene und auf der Ordnungsebene Anpassungen des Gesellschafts- und des Wirtschaftssystems vor allem bis zum Zweiten Weltkrieg „durch die gleichzeitige Trennung (westliche Struktur) und Nicht-Trennung (japanische Struktur) der Bereiche Öffentlichkeit und Privatheit“ strukturell besonders negativ auf Frauen ausgewirkt. Denn das Meiji-Recht stipulierte einerseits, daß es „für Frauen kein anderes Lebensmodell als die Ehe“ gab, andererseits verloren sie mit dem Eintritt in das *ie* [Haus/Familie] des Ehemannes das Recht zu erben, ihr Vermögen zu verwalten und Verträge

zu schließen. Der Ausschluß von politischen Wahlen und öffentlichen Ämtern komplettierte die rechtlich schwache Position der Frauen, ihre gesellschaftliche Entmündigung und Rollenzuweisung. Mae arbeitet im Rahmen des Diskurses zur Zivilgesellschaft (*shimin shakai/civil society*) das westliche Modell der liberalen Öffentlichkeit sowie japanische Konzepte der Öffentlichkeit und Privatheit heraus und zeigt am Beispiel der Frauenbewegung, der *jūgun ianfu*-Prozesse [Prozesse ehemaliger nichtjapanischer Sexsklavinnen für japanische Frontsoldaten im Zweiten Weltkrieg], der Seikatsusha- und der Dairinin-Bewegungen, daß Frauen und nicht Männer die „Öffentlichkeits-Privatheitsstruktur in Japan aufzubrechen versuchten“.

Götz Wienold gelingt zum Thema „Linguistische Typologie und Japanisch“ ohne explizit auf die Begriffe *Nihonron* [Japandiskurse] oder *Nihonjinron* [Japanerdiskurse] Bezug zu nehmen anhand von scheinbaren Banalitäten ein unaufdringlicher, aber kongenialer Anti-*Nihon(jin)ron*-Essay auf dem Gebiet der vergleichenden Sprachwissenschaft. Wie anders als andere Sprachen ist Japanisch? Eine Leseprobe: „Jede Sprache ist einzigartig (...): Jede Sprache hat ihre besondere Geschichte, ihr nur ihr gehöriges Vokabular, ihren Klang, ihre spezifischen Ausdrucksweisen, ihre Regeln und Ausnahmen (...) Es bleibt natürlich, die Einzelheiten des jeweils Einzigartigen festzustellen, es sei denn, man findet, eine ganz bestimmte Sprache oder ganz bestimmte Sprachen seien eben noch besonderer als andere in ihrer jeweiligen Besonderheit, und da gibt es wahrscheinlich in jedem einzelnen Fall viel zu entdecken.“ Jede Sprache unterliegt laut Wienold geregelten Beschränkungen ihrer Variabilität. Die Beziehungen zwischen diesen Beschränkungen und ihrem historischen Wandel verweisen auf die Typologie von Sprachen. Gibt es ein Verhältnis zwischen der „genuin japanischen Sprachwissenschaft“ und der „westlichen Sprachwissenschaft“, und wenn ja, wie ist es beschaffen? „Natürlich gibt es inzwischen längst ‚westliche Sprachwissenschaft‘ in Japan, d.h. eine solche Redeweise hat keinen Sinn, es gibt ‚im Westen‘ wie in Japan nur schlicht Sprachwissenschaft.“ Nach Wienold werden Sprachen in einer sozialen Umwelt gelernt und in der sozialen Interaktion aufrechterhalten. Sie verändern sich mit dem Wandel der sozialen Gebilde ihrer Benutzer und haben eine interne Struktur. Auf dieser Grundlage untersucht Wienold die Typologie von Strukturen, areale Typologie, soziolinguistische Typologie und psycholinguistische Typologie unter besonderer Berücksichtigung des Japanischen.

Dem japanischen Roman wurde von manchen Schriftstellern sowie Literaturwissenschaftlern und Feuilletonisten bescheinigt, eine einzigartige indigene Pflanze mit wenig bis keiner irgendwie gearteten erbbiologischen Herkunftsbeziehung zum westlichen Roman zu sein. Von anderen

wiederum wurde er mit dem mehr oder weniger begründeten Verdacht belegt, eindeutig ein entwicklungsgeschichtliches Keimblatt *des europäischen* Romans zu sein. Janet A. Walker untersucht die Merkmale und Eigenschaften des japanischen Romans unter besonderer Berücksichtigung des sogenannten Ich-Romans (*shishōsetsu*)⁷ unter dem Aspekt seiner Einzigartigkeit und seines Beitrages zu einer Theorie des Romans durch eine Gegenüberstellung mit drei europäischen Roman-Typen. „Einzigartig“ in dem Sinne, daß der japanische Ich-Roman aus einer spezifischen linguistischen, philosophischen, sozialen und kulturellen Matrix heraus entstanden ist. Der Schwerpunkt der Analyse liegt dennoch nicht auf einem „eher Unterschiede denn Gemeinsamkeiten“, sondern auf einem „Sowohl-als-auch“. Denn das Genre *Shishōsetsu* entwickelte sich gegen Ende der Meiji-Zeit (1868–1912) aus dem europäisch beeinflussten japanischen Naturalismus (*shizenshugō*) sowohl als einzigartige japanische Form als auch als Teil eines weltweiten Stroms subjektivistischer Fiktion, eben einer individualistischen Bekenntnisliteratur im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne, deren schriftstellerischer sowie konsumtiver Genuß durch eine Art von Radikalisierung der Ichbezogenheit und eine eingebildete Autor-Held-Leser-Quasi-Identität realisiert wird. Obwohl Roman-Formen als Genre in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts weltweit in unterschiedlichen Ländern vergleichbare Rollen in der kulturellen und sozialen Vorstellungswelt ihrer Schreiber und ihrer Leser gespielt haben, existierten große perspektivische Unterschiede zwischen dem japanischen Roman (*shōsetsu*), dem arabischen Roman (*riwāya*), dem thailändischen Roman (*nawaniyāi*), dem marathischen Roman (*kadambari*), dem bengalischen und hindischen Roman (*upanyas*) sowie dem chinesischen Roman (*biji*) beispielsweise im Vergleich zum englischen, französischen oder deutschen Roman. Diese perspektivischen Unterschiede könnten mit den Begriffen Peripherie, Semiperipherie und Zentrum gefaßt werden. Walker gesteht dem japanischen Ich-Roman zu, sich literarisch sowie literaturtheoretisch emanzipiert und zu einem eigenen, alternativen Zentrum entwickelt zu haben.

⁷ Zum Terminus „Ich-Roman“ vgl. auch Fußnote 8.

DIE ROLLE DES VERGLEICHS

Wer hinter die Puppenbühne geht, sieht die Drähte.
(Wilhelm Busch)

Versuchen wir, im Lichte der skizzierten Problemstellung herauszuarbeiten, wie und mit welchem Ergebnis die einzelnen Beiträge „Japan als Fallbeispiel“ behandelten, so ist in jedem Fall die jeweilige wissenschaftstheoretische Präferenz und das persönliche Selbstverständnis von zentraler Bedeutung. Handelt die wissenschaftliche Arbeit von dem, was warum ist, von Gründen und Zwecken, oder vom dem, was sein soll, oder von beidem, ist sie beschreibend (deskriptiv), empirisch, analytisch, induktiv, erklärend, bewertend (kritisch) und/oder normenbegründend (normativ)?

Ohne nun die Aufsätze im einzelnen analytisch zu sichten, drängen sich uns einige grundlegende Beobachtungen auf. Bemerkenswert ist zunächst der hohe Anteil an Beiträgen von Wissenschaftlern, die sich nicht in erster Linie als Japanspezialisten verstehen, sondern die im Rahmen eines disziplinar definierten Fachs das „Fallbeispiel Japan“ als eines unter vielen möglichen (mit)behandeln. Die Soziologen Arnason und Grew zählen dazu wie auch der Politikwissenschaftler Kevenhörster oder der Rechtswissenschaftler Möschel, der Linguist Wienold oder die Komparatistin Walker. Andere werden sich von ihrer Ausbildung und ihrer institutionellen Einbindung her vermutlich als beiden Kontexten zugehörig empfinden. Jedenfalls erweist sich diese Perspektive ganz offensichtlich als besonders günstig für unsere Fragestellung. Denn wenn es darum geht, die spezifischen Leistungen der japanbezogenen Forschung für die Diskussionen in den einzelnen Disziplinen zu erfassen, bedarf es ja in besonderem Maße der Vertrautheit mit den allgemeinen Entwicklungen in den entsprechenden systematischen Fächern. Allerdings haben uns die Autoren nur selten den Gefallen getan, die möglichen Leistungen explizit zu benennen, so daß es an den Lesern ist, die Erträge zu ernten.

Auffällig ist in vielen Studien die prominente Rolle, die dem Vergleich zukommt. Arnason, Grew und Waldenberger melden dies schon im Titel an, doch auch in den anderen Arbeiten wird implizit oder explizit verglichen. Das liegt gewissermaßen in der Natur des „Fallbeispiels Japan“. Mehr noch, und grundsätzlicher, es geht ja jedem Erkennen ein Vergleichen, ein Abgleich mit dem bisher Gewußten und eine Einordnung in die zuhandenen Kategorien voraus. Insofern ist, schon auf der Ebene des alltäglich-pragmatischen Denkens, die Bedeutung der „Operation Called Vergleichen“ (Matthes) unmittelbar einsichtig. Nun ist beispielsweise in

den Sozialwissenschaften der Gesellschaftsvergleich ein verbreitetes und durch theoretische Reflexion vielfältig ausdifferenziertes Verfahren, das auch für das Feld des Japan-Ostasien-Vergleichs bereits diskutiert wurde (z.B. Matthes 1992) und dem im Bereich der japanbezogenen Forschung kürzlich eine Tagung gewidmet wurde (Takenaka und Seifert 2001). Aber auch die Komparatistik und die Linguistik betätigen sich im Systemvergleich.

Wienold beispielsweise ruft uns, nicht zu Unrecht, die Selbstverständlichkeit ins Gedächtnis, daß natürlich jede Sprache (wie auch jede Kultur und Gesellschaft) Einzigartigkeit in ihrer spezifischen Kombination kultureller und historischer Phänomene beanspruchen kann. Indessen geht es in einem typologischen Sprachvergleich gerade darum, die Variationsbreite, etwa im Bereich von Morphosyntax und Lexik, zu untersuchen, ebenso den historischen Wandel und das Sprachverhalten als Sozialpraxis, woraus sich, wenn man so will, der jeweilige Grad an Gemeinsamkeit mit anderen Sprachen ermessen läßt. Bemerkenswerterweise begründet Wienold die Tatsache, daß das Japanische unter Sprachwissenschaftlern im Sprachvergleich von allen nichteuropäischen Sprachen die höchste Aufmerksamkeit und Bearbeitungsdichte erfuhr, nicht etwa mit der Beschaffenheit des Gegenstands selbst – was sicherlich den *Nihon(jin)ron*-Exponenten als schöne Bestätigung ihrer Einmaligkeitsthesen hätte dienen können –, sondern mit einer entsprechenden (finanziellen) Förderung solcher Forschung. Es müssen also auch in einem so theoretisch orientierten Fach wie der Linguistik keinesfalls nur wissenschaftsinterne Aspekte bedacht werden: nicht innerwissenschaftliche Motive, sondern politische und wirtschaftliche Bedingungen als treibende Kraft. Womit wir wieder bei den nicht zu vernachlässigenden Rahmen, den institutionellen und den ökonomischen, wären.

Grews gezieltes Nachdenken über die Anreize, die Motivation und die möglichen Erträge von systematischen Vergleichen trägt diesen Aspekten Rechnung, und Waldenbergers Vergleich von Corporate Governance-Modellen verdanken wir in diesem Zusammenhang die bereits referierte Erkenntnis, daß der Vergleich selbst einer metatheoretischen Analyse zu unterziehen sei, da die jeweils verglichenen Einheiten „historisch geprägt und kontextabhängig“ sind.

(Implizite) Vergleiche sind natürlich auch dann im Spiel, wenn, wie beispielsweise bei Saaler, der innerjapanische und der internationale Militarismuskurs gegeneinandergehalten, um dann, sofern möglich, miteinander vermittelt zu werden.

So ist es gerade dieses – explizite oder implizite – vergleichende Verfahren, das die „Drähte“, die Verfaßtheit des jeweils angewandten theoretischen Gerüsts, zum Vorschein kommen läßt. Doch erst recht gilt dies für

die „Übersetzung“ zwischen den Diskursen und die Begrifflichkeit, die beim Thema „Japan als Fallbeispiel“ zur Debatte steht.

BEGRIFFLICHKEITEN – THEORIEN

Und andere haben Begriffe,
die unsere Begriffe durchschneiden.
(Ludwig Wittgenstein)

Die „Übersetzung“ zwischen emischen und etischen Begriffen – seit längerem ein Gegenstand intensiver theoretischer Diskussion vor allem in der Anthropologie bzw. Ethnologie – läßt sich in mehreren Aufsätzen unseres Bandes studieren. Die emische, verstanden als die Beschreibung aus der Sicht des kulturellen Akteurs, hier beispielsweise eine japanische Perspektive, und die etische, die universalistisch angelegte Beschreibung aus der Sicht des Anthropologen, sind jedoch nicht immer eindeutig voneinander abgrenzbar, denn im Hinblick auf die im Kontext einer in Europa begründeten wissenschaftlichen Tradition, aus der die verallgemeinernde Begrifflichkeit entwickelt wurde, ist manches in Wirklichkeit emisch, das als etisch („kulturübergreifend anerkannt“, wie Takenaka und Seifert 2001: 21 formulieren) gilt.

Nehmen wir das Beispiel des Romans, der von der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft entweder als ein genuin europäisches Genre verstanden wurde, so daß man in nichteuropäischen Literaturen erst gar nicht nach Entsprechendem Ausschau hielt, oder aber man maß solche Erscheinungsformen am europäischen Muster, was jeweils dazu führte, daß diese nur als zu unterschiedlichen Graden defektiv zu beschreiben waren, da sie dem zugrundegelegten Maßstab nur teilweise genügen konnten. Andererseits weist jedoch der europäische Roman in sich bereits eine solche große Variationsbreite je nach Epoche und nationalliterarischer Ausprägung vor, daß wir kaum auf eine eindeutige und widerspruchsfreie Definition hoffen können. Was jeweils zugrunde lag, war demnach weniger ein „kulturübergreifend anerkanntes“ Konzept als vielmehr ein in diversen Einzelausprägungen angewandter Begriff. Die moderne narrativ-fiktive Literatur in Japan beispielsweise maß man zu meist am (französischen) realistischen Roman des 19. Jahrhunderts. Und dies nicht nur aus der Perspektive „westlicher“ Wissenschaftler, sondern auch in Japan selbst, wo beispielsweise der einflußreiche Literaturkritiker Nakamura Mitsuo (1911–1988) mit seiner normativ am europäischen psychologischen Roman orientierten Kritik in der Nachkriegszeit den Ton an gab (Hijiya-Kirschner 1981: 66ff.). Nichts anderes ist gemeint, wenn von

„japanischem Eurozentrismus“ die Rede geht (Hijya-Kirschner 1988: 201 f.).

Man kann nun beispielsweise das zentrale erzählende Genre der modernen japanischen Literatur, den autobiographischen *Shishōsetsu*, als eigene, japanspezifische Gattung beschreiben. Man kann ihn aber auch wie Walker als eine Variante eines entsprechend umzudefinierenden allgemeinen Romanbegriffs fassen. Und so demonstriert sie mit ihren Ausführungen auf zwei Ebenen, der begrifflichen wie der theoretischen, was Sugimoto Yoshio als das „healthy corrective against the Eurocentric framework“ der Analyse bezeichnet hat (Sugimoto 1999: 90).

Am literaturwissenschaftlichen Beispiel läßt sich andererseits aber auch die bisweilen schier unentwirrbare Verflochtenheit der Perspektiven und Diskurse aufzeigen, denn es beginnt ja damit, daß der Terminus *shōsetsu* für sich genommen eine Lehnübersetzung für „Roman“ oder „novel“ darstellt. Allerdings kann und darf es auch gar nicht um ein Sezieren in quasi autochthone oder diverse ethnozentrische theoretische Entwürfe gehen. Dennoch bleibt uns die Beobachtung nicht erspart, daß es *den* universalen literaturwissenschaftlichen Diskurs eben nicht gibt, sondern, um noch bei der japanbezogenen Literaturwissenschaft zu bleiben, einen innerjapanischen und – möglicherweise eine Reihe von – nichtjapanischen Diskursen, die von ihrer je eigenen nationalliterarischen Tradition geprägt sind.⁸

Zu welchem Diskurs also tragen europäische Philologen bei, die Forschung zur japanischen Literatur betreiben? Sonja Arntzen hat das Verhältnis von „westlichen“ Philologen zur japanischen Mutterdisziplin beschrieben und stellt fest, daß nichtjapanische Wissenschaftler in jedem Fall

⁸ Und hier spielt natürlich auch wieder die jeweilige Terminologie eine wichtige Rolle. Dies läßt sich schön an unserem Beispiel aufzeigen, denn wenn wir korrekterweise im Deutschen den Ausdruck „Ich-Roman“ vermeiden, so deshalb, weil dieser Begriff in der Literaturwissenschaft schon belegt ist: Er bezeichnet einen in der Ich-Form erzählten Roman, doch selbst wenn es sich hierbei um autobiographischen Stoff handelt, muß der Erzähler nicht mit dem biographischen Ich seines Autors identisch sein. Der *Shishōsetsu* hingegen gehorcht anderen Kriterien: Die Erzählform als solche (erste oder dritte Person) ist nicht von Bedeutung, zentral hingegen die (supponierte) Einheit von Erzählfunktion, Romanheld und Autor. – Hier ist der Ausdruck Ich-Roman eine direkte Übersetzung aus dem englischen I-novel, das wiederum eine Direktübertragung von *Shishōsetsu* darstellt. Im Englischen ergeben sich die Interferenzen zwischen den Begriffen deshalb nicht, da dort der Ich-Roman in der Regel als First Person Novel bezeichnet wird. Im Zusammenhang mit dem *Shishōsetsu* im Deutschen von Ich-Roman zu reden, bedeutet also in den meisten Fällen, nämlich bei der Anlehnung an anglophone Arbeiten und deren Begrifflichkeit, das im Deutschen etablierte terminologische System (möglicherweise aus Unwissen) zu derangieren.

von der einheimischen Forschung abhängig seien, denn sie schöpften aus deren unvergleichlich reichhaltigem Erkenntnisarsenal (Arntzen 2000: 79). Dennoch sei das Interesse, jedenfalls in Nordamerika, an den Ergebnissen japanischer Forschung ausgesprochen gering. Übersetzungen von Sekundärliteratur würden ebenso wenig Anerkennung finden wie ein japanischer Hochschulabschluß, auch wenn die dafür erforderlichen Qualifikationen zweifellos Respekt heischen. Arntzen führt diese Diskrepanz auf den wohl auch für Europa zu bestätigenden Umstand zurück, daß japanische Literaturwissenschaft zwar als Faktenlieferant, als Steinbruch voller schweißtreibend erarbeiteter philologischer Einzelerkenntnisse geschätzt, in theoretischer Hinsicht aber nicht ernstgenommen werde, was auch mit kulturellen Differenzen im wissenschaftlichen Schreiben zusammenhänge (ebd.: 80ff.). Umgekehrt, so dürfen wir hier ergänzen, gilt auch, daß („westliche“) Japanologen in Japan kaum als ernstzunehmendes Gegenüber betrachtet werden, da man ihnen nicht zutraut, der einheimischen Wissenschaft inhaltlich Paroli bieten zu können. (Anders sieht die Sache natürlich bei „westlichen“ Literaturwissenschaftlern aus, die sich mit anderen als japanischen Texten befassen. Sie sind durchaus willkommene Lieferanten von Theorie- und Sachkenntnissen.)

Das Verhältnis von innerjapanischem und internationalem Fachdiskurs mag je nach Disziplin differieren. Wenn aber, wie im soeben skizzierten Fall, ein gegenseitiges Desinteresse oder gar eine Abschottung zu vermeiden sind, läßt ein Erkenntnisgewinn durch innovative Forschung sich allenfalls in den eigenen parochialen Diskurs einspeisen. Ist mehr nicht zu erwarten? Gewiß ist dies zu einseitig und pessimistisch gedacht, denn man mag sich schwerlich Diskurse innerhalb einer Disziplin vorstellen, die sich nicht zumindest in Teilen überlappen.

Übrigens spiegelt sich das Verhältnis zwischen innerjapanischem und internationalem Fachdiskurs in der Beziehung zwischen Japanologen und der jeweiligen Fachdisziplin wider. Auch hier gilt die Erfahrung, daß Japanologen als Quellenerschließer und Faktenübermittler willkommen, als potentielle Dialogpartner hingegen gar nicht erst in Betracht gezogen werden. Dies scheint im übrigen eine transatlantische Erfahrung zu sein. Patricia Steinhoff spricht von einer „chronic tension between area specialists' interests and disciplinary concerns that are often grounded in Western assumptions and theoretical priorities“ (Steinhoff 2000: 533). Nicht unüblich ist auch die Marginalisierung der japanischen, oder besser: der in Japan betriebenen (Kultur-, Geistes-)Wissenschaft (Asquith 2000: 50). Kein Wunder also, wenn hier der Eindruck entsteht, die Japanologie respektive Japanforschung habe versagt!

ERGEBNISSE PFLÜCKEN

So what.
(Miles Davis)

Worin also liegt denn der Beitrag der hier versammelten Studien zum Thema? Gewiß muß man sie alle als „Fallbeispiel“ im doppelten Sinn betrachten, befassen sie sich doch mit Japan als Forschungsgegenstand und als Erkenntnismedium zugleich. Die Ergebnisse sind zunächst ja auf den Wissensstand im jeweiligen Fach bzw. in der Disziplin zu beziehen, und ihr Ertrag wird in diesem Zusammenhang zu messen sein. Es kann sich dabei um neues Wissen, aber auch um eine Zunahme an Beschreibungskomplexität, um eine Erweiterung des Begriffs- und Beschreibungsarsenals oder um neue Hypothesen handeln. Wenn wir hier nicht weiter auf den Ertrag der Studien für das jeweilige Forschungsfeld eingehen, so nicht etwa deshalb, weil wir diesen nebensächlich oder zweitrangig fänden. Doch wir sind überzeugt, daß dieser Aspekt sich noch am leichtesten erschließt und keiner gesammelten Evaluation bedarf. Unser Augenmerk galt vielmehr den auf einer sozusagen sekundären, der Metaebene angesiedelten Erkenntnissen, die uns nicht wie reife Pflaumen vom Baum in den Schoß fallen. Ohne eine gewisse Anstrengung lassen sie sich jedenfalls nicht pflücken.

Wir haben oben den möglichen Zugewinn an Erkenntnissen über Operationen des Vergleichens und die Erweiterung und Verfeinerung des Begriffsapparates als Felder beschrieben, in denen die einzelnen Disziplinen vom „Fallbeispiel Japan“ buchstäblich lernen können. Was in diesem Zusammenhang an Vermittlung von der emischen Begrifflichkeit, beispielsweise einem japanischen Verständnis von Öffentlichkeit und Privatheit, wie es Mae aufzeichnet, für die Ebene der kulturübergreifend geführten Fachdiskussion geleistet wird, ist hoch einzuschätzen und sollte durch diese Initiative einmal ins Bewußtsein gehoben werden.

Es mag sein, daß die Japanforschung angesichts der angedeuteten merkwürdigen, zugleich überzogenen und unterfordernden (die Forschung ignorierenden) Deutungs- und Orientierungserwartungen, die an sie gestellt werden, selbst gar nicht in der Lage ist und in die Lage versetzt wird, den Erkenntnisgewinn für die „Wissenschaft im allgemeinen“ deutlich zu machen. Voraussetzung dazu wäre, wie gesagt, eine stärkere Öffnung seitens der systematischen Disziplinen nicht nur für die von der Japanologie und der Japanforschung bereitgestellten Einzeldaten. Doch es gibt hoffnungsvolle Anzeichen für eine stärkere Verflechtung von *area studies* und Fachwissenschaften auf individueller wie auf institutioneller Ebene. Und es gibt kraftvolle Plädoyers für die Horizonterweiterung von

Fächern wie der Geschichte mit ihrer nach wie vor eurozentrischen Perspektive (Conrad 1999: 2002). Im übrigen besteht die Zuversicht, daß die disziplinäre(n) Identität(en) und die kulturelle Leistung der Japanologie sich dann erst recht werden erkennen lassen.

So gibt unser Thema in der Tat mehr Perspektiven frei, als sich auf den ersten Blick erschließt. Es geht keinesfalls nur um „Theorie“ oder „Methoden“. Das Verhältnis zwischen *area studies* und *area* bzw. das zwischen Japanforschung und japanischer „Mutterdisziplin“ spielt ebenso hinein wie die institutionellen Rahmenbedingungen.

Der Japanologie wie der Japanforschung fallen wichtige Vermittlungsaufgaben zu, Übersetzungsaufgaben im wörtlichen wie im übertragenen Sinne, und jene herablassende Attitüde, mit der man diese Übersetzungsleistungen oft als nicht wissenschaftlich beiseite schob, entlarvt die Ethnozentrik derjenigen, die nicht ahnen, welche auch theoretischen Anstrengungen damit verbunden sind. Der Japanologie stellen sich zahlreiche neue Aufgaben im Feld der Vermittlung von japanischen und internationalen Diskursen in einer Zeit, in der unter einer globalen Perspektive neue Fragen gestellt werden. Gibt es, um nur ein Beispiel zu nennen, eine substantielle Verwandtschaft zwischen den Ideen japanischer Forscher und postmodernen Denkern, wie häufig behauptet wird? Wo treffen sich etwa Maruyama Masao mit seiner Betonung der Ethik und Zygmunt Bauman, der eine postmoderne Ethik postuliert? (Clammer 1999)

Den Japanologen und Japanforschern fällt im Dialog mit den allgemeinen Disziplinen (wie mit der Öffentlichkeit) oft die Rolle des Skeptischen, des nicht so eindeutig Wissenden zu, was sie als Spezialisten nicht unbedingt attraktiver macht. Doch gerade die genauere Kenntnis von Texten, Befunden, Diskursen verwehrt eine vorschnelle Vereinnahmung. Der Ägyptologe Jan Assmann hat diese Haltung in einem Gespräch auf eindrucksvolle Weise erläutert, denn es kann ja sein, daß eine zunehmende Kenntnis nicht zu einer Annäherung, sondern im Gegenteil zu einer Entfremdung führt. „Die Ägyptomanie weiß von diesen weißen Flecken nichts. Sie ist immer schon ‚angekommen‘“ (Assmann 1998). Auch wenn uns Japan in der Moderne und Gegenwart nicht so fremd ist wie das alte Ägypten, ist doch das Wissen um die „weißen Flecken“ wesentlich.

Das Thema der Vermittlung von Diskursen ist, das sei als aktuelle Notiz am Ende dieser kursorischen Problemskizze im Frühherbst 2002 vermerkt, inzwischen sogar im deutschen Feuilleton angekommen, unter anderem in der Diskussion von Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt. Die Reflexionen des Philosophen und Sinologen François Jullien etwa, der auf dem „Umweg über China“ einen „Ortswechsel des Denkens“ und eine Dekonstruktion Europas von einem Standpunkt der Distanz in Angriff nimmt (Jullien 2002), zählen dazu ebenso wie *Das Buch der von Neil Young*

Getöteten, mit dem der iranisch-deutsche Autor Navid Kermani einen Zugang zur Deutung der Musik des kanadischen Sängers und Gitarristen über islamische Mystik sucht (Kermani 2002). Diese Verschränkung und Verflechtung von Zugängen, diese (interkontinentalen) Perspektivenwechsel sind, zugegeben, nicht neu. Doch ihre Verdichtung und ihre Ver- und Bearbeitung nicht nur in der Wissenschaft, sondern im intellektuellen Alltag und in der Kunst verweisen uns darauf, daß Japanforschung und Japanologie – wir wollen uns nicht in (unfruchtbaren) Demarkationsfragen verfransen – im Auge des Orkans, im Zentrum von Fragen stehen, die die globalisierte Welt bewegen.

LITERATURVERZEICHNIS

- Arnason, Johann P. (1998): Comparing Japan: The Return to Asia. In: *Japanstudien – Jahrbuch des Deutschen Instituts für Japanstudien der Philipp Franz von Siebold Stiftung* 10, S. 33–54.
- Arntzen, Sonja (2000): In Defense of *Kokoro*: The Study of Classical Japanese Literature in North America within the Context of the Debate over a World System of Anthropology. In: *Ritsumeikan Journal of Asia Pacific Studies* 6 (December), S. 78–87.
- Asquith, Pamela J. (2000): The Right to Differ, but How to be Understood? Challenges to Presenting and Critiquing Japanese Disciplinary Perspectives. In: *Ritsumeikan Journal of Asia Pacific Studies* 6 (December), S. 50–57.
- Assmann, Jan (1998): Gespräch mit Adelbert Reif: Die Stimmen der Hieroglyphe: Weltbeheimatung, Weltentfremdung – das Echo des Alten Ägypten. In: *Lettre Internationale* 55 (Winter), S. 54–56.
- Clammer, John (1999): Transcending Modernity? Individualism, Ethics and Japanese Discourses of Difference in the Post-War World. In: *Thesis Eleven* 57 (May), S. 65–80.
- Conrad, Sebastian (1999): What Time is Japan? Problems of Comparative (Intercultural) Historiography. In: *History and Theory: Studies in the Philosophy of History* 38, 1, S. 67–83.
- Conrad, Sebastian (2002): Doppelte Marginalisierung: Plädoyer für eine transnationale Perspektive auf die deutsche Geschichte. In: Osterhammel, Jürgen (Hg.): *Modernisierung und Modernität in Asien*. Geschichte und Gesellschaft, 28/1, S. 145–169.
- Hardacre, Helen (Hg.) (1998): *The Postwar Development of Japanese Studies in the United States*. Leiden: Brill.
- Hijjiya-Kirschner, Irmela (1981): *Selbstentblößungsrituale: Zur Theorie und Geschichte der autobiographischen Gattung „Shishōsetsu“ in der modernen japanischen Literatur*. Wiesbaden: Steiner.

- Hijjiya-Kirschnerreit, Irmela (1988): *Das Ende der Exotik: Zur japanischen Kultur und Gesellschaft der Gegenwart*. Edition Suhrkamp, 1466. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hijjiya-Kirschnerreit, Irmela (1993): Iaponia Insula – Die verspiegelte Fremde. In: Berliner Festspiele GmbH (Hg.): *Japan und Europa 1543–1929: Essays*. Berlin: Argon, S. 9–17 und 89.
- Hijjiya-Kirschnerreit, Irmela (2002): InterPluriMultiPost: Von Disziplinen und Wissens-„Kulturen“. In: Voßkamp, Wilhelm (Hg.): *Ideale Akademie: Vergangene Zukunft oder konkrete Utopie?* Berlin: Akademie Verlag, S. 47–57.
- Ishii, Satoshi (2001): The Japanese Welcome-Nonwelcome Ambivalence Syndrome toward *Marebito/Ijin/Gaijin* Strangers: Its Implications for Intercultural Communication Research. In: *Japan Review* 13, S. 145–179.
- Jullien, François (2002): *Der Umweg über China: Ein Ortswechsel des Denkens*. Berlin: Merve.
- Kermani, Navid (2002): *Das Buch der von Neil Young Getöteten*. Zürich: Ammann.
- Kuwayama, Takami (2000): „Native“ Anthropologists: With Special Reference to Japanese Studies Inside and Outside Japan. In: *Ritsumeikan Journal of Asia Pacific Studies* 6 (December), S. 7–33.
- Matthes, Joachim (Hg.) (1992): *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*. Soziale Welt, Sonderband, 8. Göttingen: Schwartz.
- Mazzei, Franco (1997): *Japanese Particularism and the Crisis of Western Modernity*. Paolo Beonio-Brocchieri Memorial Lectures in Japanese Studies. Venezia: Dipartimento di Studi sull'Asia Orientale, Università Ca' Foscari.
- Nooteboom, Cees (1993): *Mokusei! Eine Liebesgeschichte*. Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen. Suhrkamp Taschenbuch, 2209. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ōhashi, Ryōsuke (1994): *Kire: Das „Schöne“ in Japan: Philosophisch-ästhetische Reflexionen zu Geschichte und Moderne*. Aus dem Japanischen von Rolf Elberfeld. Köln: DuMont.
- Rammstedt, Otthein (2001): Sozialwissenschaften in und über Europa am Ende des XX. Jahrhunderts. In: *European Studies/Yōroppa kenkyū*. The Proceedings of Deutschland- und Europastudien in Komaba, Graduate School of Arts and Sciences, College of Arts and Sciences, The University of Tokyo, 1, S. 3–13.
- Samuels, Richard J. (1992): Japanese Political Studies and the Myth of the Independent Intellectual. In: Samuels, R., M. Weiner (Hg.): *The Political Culture of Foreign Area and Intellectual Studies*. Washington, DC: Brassey's, Inc., S. 17–56.

- Seifert, Wolfgang (1998): Der deutsch-japanische Austausch in den Sozialwissenschaften – immer noch eine Einbahnstraße? Überlegungen aus der Sicht eines deutschen Teilnehmers. In: *Doitsu kenkyū/Deutschstudien* 27, S. 66–74.
- Simon, Dieter (2002): Der Ort der Akademie: Topologische Impressionen. In: Voßkamp, Wilhelm (Hg.): *Ideale Akademie: Vergangene Zukunft oder konkrete Utopie?* Berlin: Akademie Verlag, S. 131–144.
- Steinhoff, Patricia (2000): Review of Hardacre, Helen (ed.) (1998): *The Postwar Development of Japanese Studies in the United States*. Leiden: Brill. In: *Journal of Japanese Studies* 26, 2, S. 529–534.
- Sugimoto, Yoshio (1999): Making Sense of Nihonjinron. In: *Thesis Eleven* 57 (May), S. 81–96.
- Takenaka, Akira, Wolfgang Seifert (2001): „Japan im Vergleich“: Bericht über die 13. Jahrestagung der Vereinigung für Sozialwissenschaftliche Japanforschung e.V. In: *Japanforschung: Mitteilungen der Gesellschaft für Japanforschung e.V.* 1, S. 21–25.
- Weingart, Peter, Wolfgang Prinz, Maria Katner, Sabine Maasen, Wolfgang Walter (1991): *Die sog. Geisteswissenschaften: Außenansichten: Die Entwicklung der Geisteswissenschaften in der BRD 1954–1987*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 965. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Williams, David (1996): *Japan and the Enemies of Open Political Science*. London: Routledge.